



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Häusliches Leben in Skandinavien im sechzehnten Jahrhundert.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

von Rom her organisirte Widerstand weiter angefeuert und genährt wurde, und so lange die Centrumsfraction wie auf Commando gegen alle Vorlagen der Regierung stimmte. Von Papst Pius IX. war keine Nachgiebigkeit zu erwarten, und so mußten die Dinge eben bleiben, wie sie waren, obwohl auch der Staat unter den Folgen der Action litt, die ihm von Rom aufgenöthigt worden war.



Häusliches Leben in Skandinavien im sechzehnten Jahrhundert.



Alles, was die thätige Hand des Menschen erfindet, sei es zum Nutzen, sei es zum Schmucke des Lebens, ist einem unaufhörlichen Wechsel unterworfen. Wie in der Natur ein fortwährendes Kommen und Gehen stattfindet, wie alte verbrauchte Formen der thierischen und der pflanzlichen Welt lautlos verschwinden und höhern Gestaltungen Platz machen, so können wir einen solchen Kampf uns Dasein, ein solches Ablösen des überwundenen durch besseres jederzeit auch in der uns umgebenden kleinen Welt des Hauses beobachten. Was die Großväter mit gerechtem Erstaunen erfüllte, was noch die Gewohnheit der Eltern mit pietätvoller Zähigkeit bewahrte, das werfen die Kinder erbarmungslos in die Kumpelkammer, um nach ihren Begriffen schöneres, vollkommeneres zu benutzen. Wohl stehen anfangs Sitte, durch lange Zeit geheiligte Gewohnheit, auch Indolenz jeder Neuerung entgegen, aber der Nachahmungstrieb, der Wunsch, hinter andern nicht zurückzubleiben, überwinden schließlich jedes Hinderniß, und es kommt die Zeit, wo das Neue sich unbestrittene Herrschaft errungen hat. Aber nicht lange, so kommt auch die Zeit, wo gegen diese Tyrannei wieder eine Auflehnung erfolgt und die angefochtene Größe von Stufe zu Stufe sinkt, um endlich auf dem Trödelmarkte ihr Dasein zu beschließen.

So geht neben der laut dröhnenden Weltgeschichte eine stille Geschichte einher. Selten kennen wir die Namen ihrer Feldherren, kein leuchtendes Monument erinnert uns an ihre Thaten. Zwar die Hauptepochen dieser Geschichte kennt wohl jeder. Sie werden durch großartige Neuerungen, wie die Erfindung der Buchdruckerkunst, der Locomotive, des Telegraphen bestimmt. Die geringern Fortschritte aber auf dem weiten Gebiete des täglichen Lebens entziehen sich allgemeiner Kenntniß. Und doch sind auch diese außerordentlich interessant. Die Fülle der uns im Hause umgebenden Gegenstände, vom Stuhle, vom Schreibtisch und Schrank, vom Bild und der Tapete bis zum unscheinbarsten thönernen Gefäß der Küche, ja das Haus selbst, sie alle haben eine lange Geschichte hinter

sich, ganze Jahrhunderte haben Wiß und Geschicklichkeit an ihre Verbesserung und Verschönerung gewendet.

Mit besondrer Vorliebe geht unsere Zeit den Spuren solcher Entwicklung nach. Mehr als eine werthvolle Publication hat in der letzten Zeit unsere Kenntniß von dem häuslichen Leben unserer Vorfahren erweitert. Ein Werk dieser Art ist auch das eben erschienene: „Das tägliche Leben in Skandinavien während des sechzehnten Jahrhunderts“ von Dr. Troels Lund.*) Mit staunenswerthem Fleiße hat der Verfasser sein reichhaltiges Material aus historischen Werken, Chroniken, Urkunden, Stadtrechnungen, Testamenten, Briefen, Reiseschilderungen, Gedichten zusammengesucht, und in frischer, anregender Darstellung, der man den schwer gelehrten Untergrund kaum ansieht, weiß er uns in vergangene Zeit zurückzuführen, versteht er das Alte zu schildern und die ihm anhaftenden Mängel darzulegen und zeigt, welche Aenderungen erfolgen mußten, woher sie kamen, welche Nebenbildungen ihnen anhängen, und wie endlich das Zweckmäßigste den Sieg davontrug.

Einen erhöhten Werth erhält Troels Lunds Buch durch die Zeit, deren Einrichtungen es zum Gegenstande der Behandlung macht. In dem wechselvollen sechzehnten Jahrhundert hatte in Deutschland und in England der Einfluß Italiens einen gewaltigen Umschwung hervorgerufen, dem nichts zu widerstehen vermochte, während in den nordischen Reichen manche alte Einrichtung treu bewahrt wurde. Wenn daher der Verfasser hier von dem Bauernhause anfangend die städtischen Wohnungen und zuletzt die Herrensitze schildert, so giebt er damit eine culturgeschichtliche Studie über die Entwicklung und Einrichtung der Wohnungen überhaupt. Folgen wir dem kundigen Führer und werfen wir einen Blick in die Wohnungen der Vorfäter uns nahe verwandter Völker.

Düster, unfreundlich erschien das skandinavische Bauernhaus, ein gewaltiges Dach auf niederer Balkenwand von mäßiger Manneshöhe. Keine Fenster in der Mauer, kein Schornstein; nur der aus der Dachöffnung aufsteigende Rauch verrieth, daß diese seltsame Masse eine menschliche Wohnung war. Gewöhnlich bestand die Bekleidung des Daches aus Stroh, Schilfrohr oder Haidekraut. Weiter im Norden aber pflegte man das Holzwerk mit Birkenrinde zu bedecken und darauf Grasstücke zu legen. Die Art der Bedachung vermochte allein noch den Häusern ein freundliches Aussehen zu geben. Denn solche Dächer prangten im Sommer in Grün und Blumenschmuck und wurden, wenn sie recht tief herabreichten, oft zum Tummelplatz für die behenden Ziegen des Hauses; ja selbst Schafe und Schweine fanden mitunter ihren Weg dahin.

*) Das tägliche Leben in Skandinavien während des sechzehnten Jahrhunderts. Eine culturhistorische Studie über die Entwicklung und Einrichtung der Wohnungen von Dr. Troels Lund. Deutsche, vom Verfasser besorgte Ausgabe. Kopenhagen, Verlag von Andr. Fred. Høft und Sohn, Universitätsbuchhändler, Kommissionär der kgl. dän. Gesellschaft der Wissenschaften, 1882.

Der innere Raum wurde durch eine einzige Stube gebildet, wie noch vor Zeiten. Doch war ein Fortschritt eingetreten. Um dem allzu starken Andrang von Regen, Schnee und Wind vorzubeugen, ließ man die Hausthüre nicht gerade hinein in die Stube schlagen, sondern hatte durch eine Quermwand den westlichen Theil des Hauses abge sondert und dadurch Raum gewonnen für eine kleine Vorstube und eine dahinter gelegene Kammer. Durch die Vorstube, in welche die Thüre von Süden her führte, gelangte man ins Hauptgemach.

Erhellte wurde die Stube durch eine Oeffnung, welche sich entweder im hohen First des Daches oder neben ihr befand. Das im Dach angebrachte Loch, in Dänemark und Norwegen „Lyre“ oder „Ljore,“ in Schweden „Vindöga“ genannt, war klein genug, ungefähr eine halbe Elle im Quadrat. Zur Sommerzeit und bei gutem Wetter stand es offen, im Winter aber und wann es sonst wünschenswerth erschien, konnte es mit einer Klappe oder einem Schieber geschlossen werden. Dieser war wie ein vierkantiger Rahmen eingerichtet, an Größe der Lyre entsprechend, aber mit einer feinen Haut überzogen, so daß er, ob schon geschlossen, doch nicht gänzlich das Tageslicht ausschloß.

Wochte aber auch die Lyre zur Noth den weiten Raum erhellen, ohne Uebelstände war doch die Einrichtung nicht. Nicht nur daß bei starkem Regenwetter häufig Wasser herabträufelte, oft genug geschah es auch, daß die das Dach als Weide benutzenden Vierfüßler die in den Rahmen der Lyre gespannte Haut durchtraten. Vor allem aber erleichterte jene Oeffnung den feindlichen Angriff. Denn leicht vermochte bei Nacht, wenn das Feuer des Herdes den ganzen innern Raum erhellte, der Gegner von oben herab einen Spieß oder Pfeil zu entsenden, der sein Ziel kaum verfehlt haben wird. Trotz aller dieser empfindlichen Nachtheile blieb die Lyre herrschend. Denn sie war keine bloße Zugabe zum Gebäude, die nach Belieben geändert oder beseitigt werden konnte; vielmehr war sie durch den wichtigsten Bestandtheil des Hauses, die Feuerstätte, hervorgerufen und von ihr abhängig. Um diese Stätte concentrirten sich alle übrigen Theile des Hauses, und die stufenweise Entwicklung derselben ist es, wodurch die lange Reihe der Uebergänge von den Bauformen des Alterthums zu denen der Neuzeit recht eigentlich bedingt wurde.

Unter der Lyre befand sich nämlich die Feuerstätte, wenn über den Fußboden erhöht, „Arre“ oder „Arne,“ wenn vertieft, „Grue“ genannt. Durch die Oeffnung im Dache fand der Rauch des Feuers einen Ausweg. Nur langsam vermochte man sich von dieser gewohnten Einrichtung loszumachen und sich an den Ofen, später an den Schornstein zu gewöhnen. Als sich aber der letztere einbürgerte, kam es im Hause zu einer alles umgestaltenden Revolution. Die Lyre wurde für immer geschlossen, dagegen wurden die Lichtöffnungen in den Wänden des Hauses angebracht. Der Bodenraum, bisher unbenutzt, wurde durch eine Zimmerdecke von der Stube geschieden. Bald baute man ihn ähnlich der unten gelegenen Stube aus, nicht mit Schrägen, sondern mit aufrechtstehenden

Wänden. So entstand ein zweites Stockwerk, und was hinderte nun in dem untern wie in dem obern Raume so viele Stuben, wie man wünschte, neben einander anzulegen? Eine wichtige Verwandlung begann vor sich zu gehen: die eine Stube wurde zu einem ganzen Hause, welches sich auf den Seiten verbreiterte und in die Höhe stieg. Bald lag es mächtig da als ein aus mehreren Bestandtheilen zusammengesetztes Ganzes, als eine neue, ungewohnte, Verwunderung erregende Erscheinung, und nur der Name „Stube“ für die untere Wohnung oder das Erdgeschosß erinnerte noch an die geringe Herkunft des Hauses.

Werfen wir noch einen Blick auf die übrigen Theile der Stube. Alles trug den Stempel der Armeligkeit. Nur die allereinfachsten Bedürfnisse, die rohesten Anforderungen an das Leben waren befriedigt, von Gefälligkeit und Anmuth zeigt die häusliche Einrichtung fast keine Spur. Der Fußboden bestand aus Erde oder Lehm, die Balkenwände waren mit Moos oder Kuhmist ausgefüllt und gedichtet. Alles ringsum war von dem beständigen Rauch geschwärzt. Längs der Wand waren die Sitzplätze angebracht, feste Bänke. An der Langwand stand der Tisch, eine schwere Platte, häufig so lang, wie die Stube breit war. In der Mitte der langen Bank war der vornehmste Sitz, der Platz des Hausherrn, also dem Feuerherde gegenüber. Als der Ofen den Herd verdrängte, muß auch dieser Ehrenplatz, der Hochsitz genannt, verlegt werden.

Vergeblich würden wir uns nach Betten umsehen. In der Regel dienten nämlich die Bänke auch zu Schlafstellen: der Hausherr und seine Ehefrau lagen in dem Hochsitze, die Kinder und Dienstboten auf den übrigen Bänken.

Kehrten fremde Gäste ein, die im Hause übernachteten sollten, so war es keine leichte Sache, Nachtquartier für sie zu schaffen, denn die Bankplätze waren in der Regel alle besetzt. Vornehmen wurde dann wohl auf dem Tische ein Lager zubereitet, und dieser Platz war so übel nicht, denn etwas über das Bankstroh und seine ungezählten Bewohner erhaben, ermöglichte er eine ungestörte Nachtruhe. Wehe aber dem geringen Gaste! Er erhielt seinen Platz auf dem nackten Fußboden angewiesen und hatte diesen die Nacht hindurch gegen die Angriffe der ganzen vierbeinigen Jugend des Bauernhofes, gegen Kälber, Lämmer, Zicklein und Ferkel mit Aufwand von aller Kraft und Klugheit zu vertheidigen.

Noch haben wir die neben dem Eingangsraum gelegene kleine Kammer erwähnt gelassen. Sie war der einzige Raum, wo man Dinge aufbewahren konnte, die dem beständigen Rauch der Stube nicht ausgesetzt werden durften. Hier war die Hausfrau Alleinherrscherin. Hier wurden die Speisen bewahrt, hier standen die Kisten mit den besten Kleidern des Hauses, die nur an Festtagen sichtbar wurden und daher mit gleichem Rechte Festtags- oder auch Kistenkleider genannt wurden, hier lag, sorgfältig verwahrt, die kostbarste Habe des Hauses, der Silberbecher und die silbernen Löffel.

Oft wurde das Dach über den beiden Stuben an der Westseite des Hauses ausgebaut. So entstanden hier im ersten Stockwerk neue Räume, „Kamstuben“

genannt. Sie dienten zumeist als Borrathskammern, gaben dem Ganzen ein herrschaftliches Aussehen und verstärkten die Vertheidigungskraft. Auch emancipirten sich jene übereinander liegenden Stuben vom Hause und bildeten einen thurmartigen Vorbau. „Barfrö“ oder „Barfred“ hat man solche Häuser genannt, ein Name, der von dem altdeutschen Worte „Berfrit“ abgeleitet wird, sich im französischen beffroi, im englischen belfry wiederfindet und in allen Sprachen die Bedeutung eines Wachtthurmes bekommen hat. Barfredhäuser finden wir namentlich häufig in Dänemark bei den Pastoraten. Hier dienten sie zuweilen dem Könige zum Nachtquartier, wenn kein königliches Schloß in der Nähe war. Vielleicht besaß der König sie geradezu als sein Eigenthum. Wenigstens munterte er die Bevölkerung auf, sie bereit und in gutem Stande zu halten. In Norwegen und Schweden gebieten sie ohne solche königliche Fürsorge und dienten den eigenen Bewohnern des Hauses zur Schutzwehr.

Das feste Barfredhaus vermittelt den Uebergang zur städtischen Wohnung. Nicht als ob hier ein jeder auf das Wehrhafte seiner Behausung Werth gelegt hätte, sondern weil beide Ansiedlungen entstanden sind in dem Bedürfnisse, Eigenthum und Leben gegen fremden Angriff zu vertheidigen. Im Barfredhaus konnte sich der Injasse nur auf seine Kräfte und die seiner Hausgenossen verlassen. Gemeinsames Beisammenwohnen in der Stadt gab ungleich größere Sicherheit und erleichterte die Vertheidigung. Das Haus des Bürgers konnte daher aller kriegerischen Attribute sich entledigen, deren das einsam gelegene Haus des Bauern nie ganz entrathen konnte. Alles was zum Schutz und Schirm gehörte, wurde in die Außenlinie geschoben. Hier trat es auf, das Land von der Stadt fest abgrenzend, als Pallisaden-Einfriedigung, Pfahlwerk, als Mauer und Wall.

Das nahe Zusammenleben von Tausenden auf einem eng begrenzten Raume mußte neue Anschauungen und neue Gesetze ergeben, und die Freiheiten, die der für sich wohnende Bauer sich ungestört verstatten durfte, erfuhren in der Stadt nothwendigerweise manche Beschränkung. Nur langsam hat diese einfache Wahrheit Eingang gefunden. Im sechzehnten Jahrhundert scheint man noch meist von der Vorstellung ausgegangen zu sein, daß alle öffentlichen Anordnungen, die auf Reinlichkeit und Ordnung abzielten, ebenso viele Eingriffe seien in die Rechte der einzelnen und daher übertreten werden dürften. Die entgegengesetzte Strömung traf daher auf einen hartnäckigen Widerstand. Ein kurzer Gang durch die Straßen wird uns davon überzeugen.

Wohl hatte man seit 1500 unter holländischem Einfluß sich dazu verstanden, die Straßen mit einem Pflaster zu versehen, welches zu beiden Seiten der Häuser Gassen enthielt. Aber das Resultat war doch ein kümmerliches. Denn nicht nur war die Pflasterung so uneben, daß große Lachen stehen blieben, man betrachtete auch die Straße als den Ort, auf den man mit vollem Rechte alles herauswerfen könne, was man im Hause nicht weiter zu behalten wünschte, Abfälle, Asche, altes Stroh, todte Thiere und noch ärgeres. Vergebens ver-

suchten die Magistrate dagegen Einspruch zu erheben oder eine regelmäßige Abfuhr ins Werk zu setzen. Die Indolenz der Bürger war kaum zu überwinden, so daß z. B. 1582 in Helsingör nichts übrig blieb, als jeden, der nicht binnen einer gewissen Zeit sein Stück Straße rein schaffen würde, mit Verlust seines Vermögens zu bedrohen. Und selbst dies fruchtete nichts.

Ein anderer Umstand half die Straßen bald in einen traurigen Zustand versetzen: man hielt auf den Straßen Schweine. Die Regierung gab gegen diese Unsitte einen Erlaß über den andern aus, doch ohne Erfolg. In Kronborg wurde nach wiederholtem Verbot der städtischen Schweinezucht feierlich verkündet, daß jedes frei herumlaufende Schwein beide Ohren verlieren solle. Aber mit den Schweinen schloß das niedre Volk der Stadt ein Bündniß, verleidete durch hunderterlei Hindernisse den Stadtdienern ihre Jagd und half mit Halloh und Hurrah den vierbeinigen Flüchtlingen fort. Als die Obrigkeit in ihrer Verlegenheit die Schweinejagd einer neuen Behörde, dem Scharfrichter, übertrug, mit dem Versprechen, er solle alles behalten, was er einfange, war das Schicksal des Kampfes entschieden. Denn jetzt nahm jeder Partei für die unschuldig verfolgten Schweine gegenüber dem aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßenen Büttel.

Nicht minder anstößig erschienen die Hunde, die, herrenlos wie sie waren, zur Landplage wurden, obwohl hervorgehoben werden muß, daß sie neben den Schweinen doch durch Beseitigung von allerhand Abfällen eine Art von Ortspolizei ausübten. Der Vernichtungskrieg, den man gegen sie führte, wurde von Sieg gekrönt, während die Schweine das Schlachtfeld behaupteten.

Eines der größten öffentlichen Uebel aber waren jene Orte, für welche jedes Volk alle heimischen und fremdsprachigen Bezeichnungen des Drecklichen und Zurückgezogenen erschöpft hat. Abgesehen davon, daß jenen Orten alle Behaglichkeit fehlte, so wurde für ihre Reinlichkeit ganz und gar nichts gethan. Ihr Inhalt ergoß sich, da der dazu beauftragte Scharfrichter zum Reinigen wenig Lust verspürte, gemeinhin in die Straßengasse. Recht bezeichnend ist für diese Verhältnisse das Schicksal eines Holländers namens Bernt in Helsingör. Nachdem dieser vergebliche Versuche gemacht hatte, jemand zur Räumung seiner Abtrittsgrube zu gewinnen, schritt er zuletzt zur Selbsthilfe. Aber wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch die Stadt, und alle standen für einen mit der Forderung, daß solches nicht zu dulden, sondern der Thäter aus der Stadt zu weisen sei. Und so geschah es. Weil Bernt dem Schinder ins Amt gegriffen und dadurch sich selbst zu einem Schinder gemacht habe, lautete der Urtheilspruch, müsse er die Stadt verlassen.

Ungünstig wirkten ferner auf die Gesundheitsverhältnisse der Stadt die schlecht eingerichteten Kirchhöfe und vor allem die Kirchen selbst, unter deren Steinfliesen in ungenügend verschlossenen Särgen und Grüften hunderte ruhten, so daß Grabesluft und Leichengeruch überall hervorquollen, die Kirche füllten und sich erstickend auf alle die legten, welche der Gottesdienst dort versammelte.

Wohl half die Natur zuweilen und verrichtete mit Regengüssen und Ueberschwemmungen den Dienst der Straßen- und Ordnungspolizei; allein eine ganz zuverlässige Gehilfin war sie doch nicht. Die Natur verfolgt nun einmal andre Zwecke als nur die Fürsorge für die Wohlfahrt der Menschen. Dieselben Gesetze, welche den reinigenden Regenstrom hervorbrachten, ließen zur Sommerszeit aus den mit Unrath gefüllten Straßen die Dünste aufsteigen und verbreiteten mit unausweichlicher Nothwendigkeit ansteckende Gifstoffe über die ganze Stadt hin. Die Folgen waren die mit Regelmäßigkeit sich einstellenden Seuchen, die furchtbaren Geißelhebe, welche dem Menschen eindringlich den Satz klar machten, daß die Wohlfahrt der Gesamtheit ohne die Unterordnung des einzelnen unter das Gesetz nicht gedeihen kann.

War schon bei Tage ein Gang durch die Straßen keine Annehmlichkeit, so wurde er des Nachts sogar zu einem Unternehmen gefährlicher Art. Es gehörte eine ungemein genaue Localkenntniß dazu, um nicht gegen allerhand Baulichkeiten, die auf dem umstrittenen Gebiet zwischen Haus und Gasse angelegt waren, anzurennen oder in einem Kellerhals zu verschwinden. Jeder Schritt mußte das Gepräge behutsam erprobender Vorsicht tragen; bald setzte man den Fuß auf einen Misthaufen, bald in eine Lache, bald mußte man ihn vor einem aufgeschreckten, knurrenden Hunde zurückziehen. Denn ist es nöthig, noch ausdrücklich zu sagen, daß an Beleuchtung nicht zu denken war? Wer die Mittel hatte, ging mit einer Hornlaterne aus oder ließ sich von einem Diener mit der Laterne abholen. Aber auch dies bot nur geringe Bürgschaft, ohne Schaden nach Hause zu kommen. Denn allerhand catilinäische Existenzen trieben des Nachts auf den Straßen ihr Spiel, und es war schwer, den Frieden aufrecht zu erhalten.

Aber gerade die Unruhe trieb zu Gegenmaßregeln, zum Wachtdienst, der mit einer allgemeinen Wehrpflicht verbunden war. Da dieser aber nicht ohne Gefahr war, so suchte man sich durch Stellvertreter davon zu befreien oder weigerte auch den Gehorsam. Zu Helsingör klagt u. a. der Magistrat, „daß Schiffer Sören, wenn ihm der Wachtdienst angefragt wurde, entweder damit anfang, witzig zu werden und die Antwort gab, es werde ihm ein Vergnügen sein selbviert zu kommen, oder auch sogleich grob ward, in beiden Fällen aber ausblieb und an seiner Stelle einen jungen Kerl schickte, der trunken und toll war und böse Worte gab nebst anderm Unfug.“

Ehe wir in das Haus selbst eintreten, wollen wir einen Blick auf seine äußere Gestalt werfen. Der Giebel war der Straße zugekehrt, und die obern Geschosse mit dem weitübertragenden Dache beschränkten den engen Luft- und Lichtraum noch mehr. Sein Fuß aber wurde umwuchert von einer Menge von Beischlägen, erkerartigen Ausbauten, Buden und Schuppen, welche den Raum bis zur Gasse in Beschlag nahmen und die Straße ungebührlich verengten. Die Wände des Hauses bestanden aus Fachwerk. Doch mußten dem Beobachter bald gewisse Kennzeichen in die Augen fallen, nach welchen die Fachwerkbauten unter

sich in zwei sehr verschiedene Klassen zerfielen. Die ärmlichere Ausstattung zeigte sich darin, daß der Raum zwischen den Balken nur mit Lehm ausgefüllt war; bei den vornehmen Häusern dagegen waren die Felder mit Mauersteinen gemauert. Erst gegen Ende des Jahrhunderts finden sich Steinhäuser, aber nur selten, denn ihrer weiten Verbreitung stand der hohe Preis der Mauersteine im Wege. In Norwegen überwog noch lange der beliebte, leicht herzustellende und behaglich warme Holzbau. So hatte man in jeder Stadt die verschiedenartigsten Bauwerke nebeneinander, bis endlich der Holzbau, dann das Fachwerkhäus verschwand und dem modernen Steinhause Platz machte. Das Dach war noch mit Stroh, Schilf oder Birkenrinde und darauf gelegten Rasenstücken gedeckt. Kein Wunder, wenn ein ausbrechendes Feuer reichliche Nahrung fand und seine furchtbare Arbeit nicht eher einstellte, als bis die ganze Stadt in Schutt und Asche lag. Vergeblich waren die Verordnungen der Regierung, die Feuergefährlichkeit zu vermindern. Fast kein Jahr verging, ohne daß diese oder jene Stadt den verheerenden Flammen zum Opfer fiel.

Was an den Häusern auf den Beobachter der Neuzeit sicherlich einen wenig anmuthenden Eindruck gemacht hätte, waren ihre Fenster. Klein, mit Blei eingefast, halb undurchsichtig, schienen sie nur wenig Licht einzulassen. Und doch bildeten sie den eigentlichen Stolz jener Zeit. Sie bezeichneten einen der größten Fortschritte, den man gemacht hatte, und ließen den großen Abstand erkennen zwischen dem dürftigen, armseligen Loos der Vorfäter, die sich mit Thierhäuten, Papier oder Horn oder mit einem einfachen Holzladen hatten behelfen müssen.

Aber das vermehrte Stubenlicht hatte manchen Mißstand im Gefolge. Aus Furcht, daß die werthvollen Scheiben zerbrochen werden könnten, wurde das Fenster fest in den Rahmen eingefügt, ließ sich also nicht öffnen. Daher fehlte es an frischer Luft, auch ging der Ausblick auf die Straße verloren. Dem letztern suchte man zuerst abzuhefen. Man legte einen Erker mit Glasfenstern, einen „Karnapper“ oder eine „Glarborg“ (Glasburg) an, welche den Blick in allen Richtungen der Straße gestattete. Etwas anscheinend geringes, das unser Blick an jenen Häusern ebenfalls vergebens gesucht hätte, sind die Hausnummern, ebenso die Angabe der Straßennamen an den Ecken. Man konnte noch bei jedermann voraussetzen, daß er den Namen der Straße kenne. Die Häuser aber wurden gewöhnlich nach dem Namen des Besitzers genannt, später nach den Wappen und Emblemen, die es zierten.

Nach dieser Umschau treten wir in das Haus selbst ein. Die Thüre, geschützt durch ein breites Vordach, war hie und da mit einem Hammer zum Anklopfen ausgestattet, bedurfte aber dessen nicht, denn sie stand den Tag über immer offen. In der Vorstube legte der Gast Mantel und Spieß ab. Zwei Thüren führten von hier aus weiter, die eine in das Gebiet des Mannes, in die „Bude“ oder den Laden, der dem Handel diente, die andre Thüre in die Wohnstube. Beide Zimmer aber lagen nach der Straße. Hinter der Wohnstube

lagen die Küche und die übrigen Zimmer, soviele ihrer das Haus enthielt. Selbstverständlich hingen Größe, Anzahl und die ganze Ausstattung dieser Räume hauptsächlich von den Vermögensumständen des Besitzers ab. Aber alle zeigten sie doch, indem sie jenen Stempel der Einfachheit an sich trugen, welcher der Vorzeit eigen war, eine unverkennbare Familienähnlichkeit.

Der erste Eindruck, den unsereiner von der Wohnstube bekommen hätte, würde der des bunten, überfüllten, gedrückten gewesen sein. Wenn der Umfang nicht zu groß erschienen wäre und der Lehmfußboden nicht dagegen gesprochen hätte, so hätte man glauben können, in eine Kajüte versetzt zu sein, wo man jeden Zoll der Wände benutzt, um dieses oder jenes aufzubewahren und Bänke oder feste Kojen anzubringen und wo die kleinen Fenster Scheiben wohl vernagelt werden, aus Furcht vor dem Andrang der Meereswogen.

Das Möbel war nicht mehr wie in den Bauernstuben ein Bestandtheil der Wand, des Hauses, des Fußbodens, es war auch nicht leicht beweglich wie bei uns, sondern befand sich in einem Uebergangsstadium. Dieser Proceß der Emancipation vollzog sich seit dem 16. Jahrhundert. Der bisher verschlossene Kofen sprang auf vier Beinen ins Zimmer hinein als Himmelbett. Die Bank, welche als ein mit Deckeln und Klappen versehener Behälter mit der Wand vereinigt war, folgte dem Rufe nach Freiheit, zuerst als Lade, dann als Bank, als Stuhl. Das Sopha des 18. Jahrhunderts erinnert allein noch, eine Art Atavismus, an das letzte Stück Bank. Der Tisch machte ebenfalls mobil. Immer unruhiger wurde die Bewegung. Während einzelne Theile der Bank herausführten in Gestalt von Läden, richteten sich einige der letztern auf ihren Hinterbeinen auf und standen als Schränke da. Dann kreuzten sich die Racen: Schränke traten auf mit Ausziehtischen, bald größere als Schubladen, bald kleinere als Kommoden. Und unter alledem schrumpfte das Getäfel der Wände zusammen oder schälte sich in einzelnen Schirnbrettern ab.

Dieser Unruhe gegenüber machte einen soliden Eindruck allein der Ofen. Er blieb an seinem Platze. Hier aber erlebte er in rascher Folge allerhand Metamorphosen. Er begann als Kamin, schloß sich zum Backsteinofen, verbesserte sich zum Kachelofen, gürtete sich mit Eisenplatten, kurz, er zeigte eine Fülle von Wandlungen, in denen der Menschenwitz den Kampf mit dem unerbittlichen Winter zu bestehen suchte.

Das größte Möbel, zugleich der Gradmesser für den Wohlstand und Geschmack der Bewohner, war das mächtige Himmelbett, das sofort beim Eintritt alle Aufmerksamkeit gefangen nahm. Die verhüllenden Vorhänge, ursprünglich alle Wolle oder Baumwolle, dann Seide, silberdurchwirkter Damast, Stoffe aus Nürnberg oder Arras von bunter Farbe, waren offenbar Gegenstand zärtlichster Fürsorge der Hausfrau. An Festtagen ganz besonders prangte das Bett als etwas großes, reiches, ehrfurchtgebietendes, als der Thron des Hauses, an sich selbst ein Haus, jedenfalls als ein Hausgeräth, dem unsre Zeit nichts an die

Seite zu stellen hat. Dieser äußern Pracht entsprechend, mußte auch das Innere des Bettes sich entwickeln. Mit Stroh hatte man begonnen; da dieses stach, schlug man es in Leinen oder in Leder ein. Mit Pelz deckte man sich zu. Bald aber trat die Matratze auf, Unterbetten, Kopfkissen machten sich breit, und das Ganze verbarg sich sittsam unter einer Bettdecke. Unserm Geschmack würde das Bett insofern nicht entsprechen, als es ein wenig zu kurz war und den Schläfer rettungslos einem Ocean von Ciderdaunen überantwortete. Selten wurde das Bett nur von einem benutzt, in der Regel von mehreren. Außer den Eltern pflegten in dem großen Bette noch eine Anzahl der Kinder zu schlafen, welche wenigstens am Abend nach zwei Seiten, der „Schwert-“ und der „Kunkelseite,“ geordnet wurden; in der Mitte lagen Vater und Mutter als Grenzscheide. Ob dann und wann noch ein werther Freund oder Anverwandter Aufnahme finden sollte, hing von den Umständen ab. War im Herzen Raum, dann fehlte es auch niemals an Raum im Hause. Jedenfalls lag man oft recht dicht, und die Situation wird nicht angenehmer erscheinen, wenn man bedenkt, daß Hemden nicht gebräuchlich waren und das einzige Kleidungsstück in der Nachtmütze bestand. Diese nächtliche Ordnung war auch nicht ohne Gefahr für die kleinern Kinder, welche das Unglück hatten, unter einen schweren Körper zu gerathen. Im Stifte Aarhus allein wurden jährlich durchschnittlich 38 Kinder „zu Tode gelegen.“ Der Brauch, sich des Morgens nach dem Aufstehen zu waschen, wurde gleich so vielem andern eine Folge der veränderten Verhältnisse des sechzehnten Jahrhunderts. Doch dienten wohl Waschbecken und Kannen vielfach mehr zum Staat als zum täglichen Gebrauche. Auch die Handtücher erschienen anfangs als ein entbehrlicher Luxus.

Gegen Ende des Jahrhunderts beginnt eine verschwenderische Anwendung von Teppichen. Erst deckte man damit das Bett zu, dann den Tisch, dann behängte man auch die Wände damit. Was ursprünglich nur festliche Gelegenheiten als eine Zierde erforderten, sank bald bei Vermögenden zu einer Sitte des Werkeltags herab. Der Fußboden rivalisirte selten mit einer solchen Ausschmückung. Der Lehm wurde zwar verdrängt durch Pflaster oder kleine Fliesen, aber Teppiche darauf zu legen war wider die Sitte der Zeit. Nicht vergessen sei endlich ein neuer Zierrath: die neumodische Uhr, ein werthvolles Stück des Hauses.

Zum Schlusse werfen wir noch einen Blick auf die übrigen Gemächer des Hauses. Da war zunächst die Küche mit ihren zahlreichen Geschirren, die Vorrathskammer mit Lebensmitteln auf Monate hinaus, die „große Stube,“ die, ähnlich der Wohnstube eingerichtet, nur bei festlichen Gelegenheiten sich öffnete, endlich die unumgänglich nothwendige Badestube. Letztere wurde allmählich durch die öffentlichen Badestuben verdrängt, die Stätten von allerhand Lustbarkeiten, aber auch, da eine Trennung der Geschlechter nicht stattfand, von mancher Unsitte.

So waren die Wohnungen beschaffen, in denen sich das bürgerliche Leben des sechzehnten Jahrhunderts in Scandinavien entfaltete. Noch aber gab es andere Häuser, unter andern Bedingungen entstanden und bewohnt von einer Bevölkerung mit wesentlich andern Ansprüchen. Es waren die ritterlichen Höfe und Schlösser auf dem Lande. Auch sie erfuhren in jener Zeit wichtige Wandlungen. Wohl schützte noch ein breiter Wassergraben das düstere Herrenhaus mit seinem hochragenden Donjon gegen Angriffe von außen und trennte es selbst gegen die ebenfalls von Wassergräben umgebenen Wirthschaftsgebäude. Aber der Hauch der Renaissance blüht seine belebende Kraft selbst im Norden nicht ein. Das Streben, die Umgebung künstlerisch reich und anmuthig zu schmücken, wurde rege und durch das Beispiel des königlichen Hofes genährt. Und so finden wir am Ende dieser Epoche, daß auch die Schlösser und Herrensitze ihr unwirches Antlitz unter phantastischem Schmucke verbergen und daß ihre Umgebung durch Anlage von grünen Gärten und rauschenden Wasserkünsteln sich freundlicher gestaltet.



Briefe Friedr. Leop. Stolbergs an Johann Heinrich Voß über die Schweizerreise des Jahres 1775.

Mitgetheilt von W. Arndt.



Über die gemeinsam mit Goethe und Haugwitz im Jahre 1775 unternommene Schweizerreise der Grafen Stolberg ist in jüngster Zeit mannichfaches Material bekannt geworden. Hennes und Janssen haben für ihre Werke über Friedrich Leopold Stolberg aus dem reichen Familienarchive des Schlosses Brauna schöpfen können. Die nachstehend gedruckten Briefe an Johann Heinrich Voß, deren Originale auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek verwahrt werden und uns durch die Güte des Herrn Oberbibliothekars v. Halm zugänglich gemacht wurden, bieten erwünschte Ergänzungen. An der Hand dieses Materials können wir den Bericht prüfen, den Goethe über die Reise in „Dichtung und Wahrheit“ gegeben hat. Wir dürfen nicht vergessen, daß Goethe erst nach vielen Jahren diese Reise beschrieb, daß er, wo nicht Tagebuchaufzeichnungen ihm zu Gebote standen — die bisweilen deutlich zu erkennen sind —, sich auf die Erinnerung angewiesen sah, daß somit mancher Zug des von ihm gegebenen Bildes erst spät hinzugefügt sein wird. Um eins hervorzuheben, wer kennt nicht die herrliche Erzählung vom Tyrannenblut? Leider enthalten die Briefe der Brüder Stolberg gar nichts über